

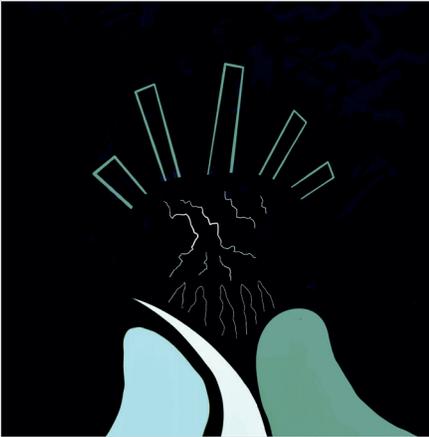
Lorenz Maierhofer

# Der Wildbacher



3/8 Lebensroman  
zwischen Schilcherwein und nacktem Wasser

EDITION  
HELBLING



Biografische Handspuren



Greifen nach Sternen

tal  
ein  
wärts



Der gefangene Russ



Kirtag auf der Alm



Ein Wald wie ein Feiertag



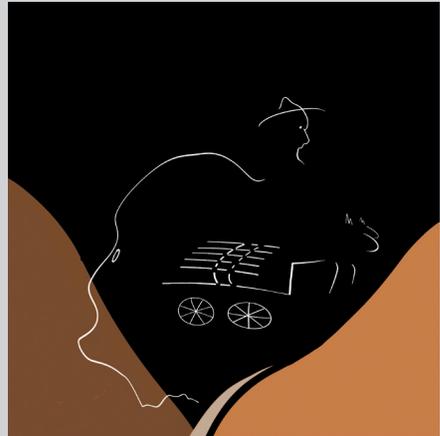
„Küss mich, ich erb' den Hof!“



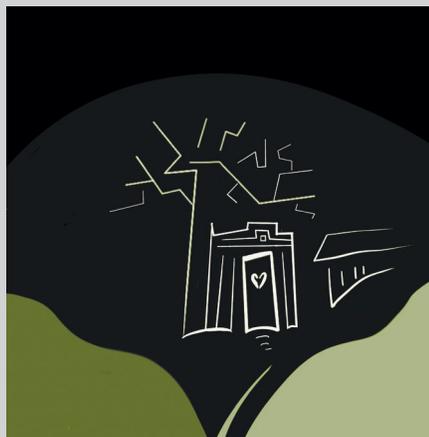
Orientierung im Jahr



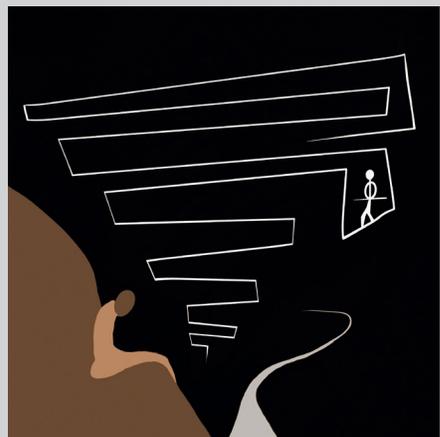
Zwischen Obst und Reben



Der schwarze Rossknecht



Örtchen der Bildung



Alt werden und sein

Lorenz Maierhofer

# Der Wildbacher

3/8 Lebensroman  
zwischen Schilcherwein  
und nacktem Wasser

EDITION  
HELBLING

© 2025 Helbling, Rum/Innsbruck

ISBN 978-3-7113-1142-9

Cover-Fotos sowie Fotos der Seiten 7, 255, 266 und 267: LMC

Fotos der Seiten 264 und 265: Julia Fellner

Zeichnungen: Lorenz Maierhofer – aus dem Zyklus „Archaisch“

Lieder und Songs: Lorenz Maierhofer – © Helbling

Redaktion/Lektorat: Mag<sup>a</sup>. Maria Ankwitsch,

Dr. Michael Aschauer, Mag. Fritz Hieger

Produktionsleitung: Mag. Klaus Mayerl

Produzent: Markus Spielmann

Satz: Albert Rauscher, Studio 183

Druck: Athesia, Innsbruck

*Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich aller Inhalte ist ganz und in Auszügen urheberrechtlich geschützt. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder anderes Verfahren) ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verlags nachgedruckt oder reproduziert werden und/oder unter Verwendung elektronischer Systeme jeglicher Art gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt und/oder verbreitet bzw. der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Alle Übersetzungsrechte sowie die Nutzung für Text- und Datamining vorbehalten.*

Helbling Verlagsgesellschaft m.b.H., A-6063 Rum, Kaplanstraße 9, [produktsicherheit@helbling.com](mailto:produktsicherheit@helbling.com)

# Inhalt

	<b>PROLOG: Zeitenspiegel</b>	9
<b>I</b>	<b>Feuer im Kopf</b> Woher komme ich? Das Muttergespräch Erinnerungshunger	10
<b>II</b>	<b>Geboren am wilden Wasser</b> Zwischen Obst und Reben Orientierung im Jahr Dramolett: „Is guat!“	20
<b>III</b>	<b>Der gefangene Russ</b> Endloser Krieg im Nachklang Lied: „Es lässt ma koa Ruah“ Gedicht: „Friede alias Zwischenkriegszeit“	28
<b>IV</b>	<b>Der Hoffnungsträger</b> Greifen nach den Sternen Wagnis Richtung Schilcher und Kernöl Inselhaft anders Rollen und Bilder Der Vater lässt bitten	38
<b>V</b>	<b>Das enge Tal</b> Das Tautzer Lied: „Das Wildbächtal“ Die Millionen-Sopherl und ihr Francesco Fremde Nackte Engel Lied: „Aussi aus'm Täl“ Dramolett: „Wo?“	48
<b>VI</b>	<b>Erlebnisraum Alltag</b> Wiesenidylle mit Kuhbegleitung Dramolett: „Schen is“	66
<b>VII</b>	<b>Ein Wald wie ein Feiertag</b> Der Holz-Italiener	72
<b>VIII</b>	<b>Essenszeit</b> Backhendl am Dachboden Kindernahrung à la carte Brotzeit im Stall	80

	Pferdesalat Kürbiskernöl Kürbiskernöl-Ballade Nicht nur für den Salat Lied: „Zwischen Himml und Erdn“	
<b>IX</b>	<b>Das „stille Örtchen“</b> Erste Bibliothek und Kreativwerkstatt Lebensschule Bauernhof	96
<b>X</b>	<b>Der schwarze Rossknecht</b> Schweigender Tee Holztot Der letzte Rossweg Dramolett: „Letzte Reime“	106
<b>XI</b>	<b>Genetische Zwiebelchalen</b> Gedicht: „Zweifelsfroh!“ Eltern Dramolett: „Paartherapie“	124
<b>XII</b>	<b>Hana und Hini</b> Der Sonntagsgast Anderszweifel	132
<b>XIII</b>	<b>Kinderarbeit als Spiel</b> Die gnadenlose Schwerkraft Verantwortung Selbst ist der Jungbauer Allein am Hof Frühgeburt am Waldrand Dramolett: „Mit Eutern und Zitzen“ Lied: „Melker-Lied“	138
<b>XIV</b>	<b>Urlaub – warum ich?</b> Die Frau mit Tasche Reise ins Ungewisse Die kleine Andere Grenzerfahrungen Angekommen Mehr als Meer Gretas Lebenstanz	158
<b>XV</b>	<b>Lernen im Takt des Alltags</b> Wahre Schulmüdigkeit Danach und später	180

<b>XVI</b>	<b>Am Ende vom Alten</b>	188
	Gedicht: „Traumhafte Ernte“ Steinmauern im Kopf Brennender Most	
<b>XVII</b>	<b>Kirtag</b>	198
	Woazschälen Sauschlachten	
<b>XVIII</b>	<b>Augenschön und ohrengut</b>	206
	Wie die Alten sangen Musikanten Dramolett: „Selber singen“ Klangsehnsüchte Erlebnis Flimmerkiste Rock around the Wildbach Lied: „Mei Schättnblues“	
<b>XIX</b>	<b>Der bärtige Heiland</b>	222
	Der genagelte Führer Der lächelnde Herrgott	
<b>XX</b>	<b>Alt sein und werden</b>	228
	Gedicht: Innehalten Lied: „Feieråbnd“ Dramolett: „Am Ende der Jahreszeiten“	
<b>XXI</b>	<b>Der Nuss-Wee</b>	234
	Vaters letzte Nuss Lichtzeit Gedicht: „Mein Lichtgebet“ Nachtwårts Lied: „In mein‘ Dahoam“	
<b>XXII</b>	<b>Zeitengewölk</b>	242
	<b>EPILOG: Die Rückseite der Medaille</b>	244
	<b>ANHANG: Die Personen der Geschichten</b>	259
	Weststeirisches Damals-Glossar	260
	Der Autor Lorenz Maierhofer	266

*Erinnerung  
ist der Schlüssel  
zum Gesterntor*



## PROLOG: Zeitenspiegel

*Biografien werden nie größer  
als der menschliche Linienspiegel  
einer Innenhand.*

Ein Traum entzündete das Feuer in meinem Kopf, das mich zurück in die jungen Jahre meines Lebens führte, in das weststeirische Wildbachtal meiner bäuerlichen Kindheit.

Ich schreibe das Buch im Jahr 2024, als die Weltbevölkerung rund 8,2 Milliarden erreicht. 1956, im Jahr meiner Geburt, lebten 2,8 Milliarden Menschen auf dem Planeten Erde. Das Anthropozän, das Zeitalter des Menschen, veränderte in diesen Jahren alle Lebensbereiche und Zusammenhänge in faszinierender und zugleich dramatisch verstörender Weise.

Und wie begann es im Tal meiner Geburt? Tief blicke ich in die „Anderswelt“ von damals, in einen Zeitenspiegel der Nachkriegszeit. Ich sehe mich und meine Lebensmenschen am Bachbauernhof – zwischen Schilcherwein und nacktem Wasser – und ich frage mich: Was will ich für mich und dich niederschreiben? Woran will ich mich und dich erinnern?

Erinnerungen machen unser Leben zu einer Geschichte,  
die wir weitererzählen können.

Ausgehend von biografischen Ereignissen meiner Kindheit, will ich mit poetischen und erdigen Erzählfarben ein literarisches Aquarell malen, will zeichnen und überzeichnen, will originelle Figuren in Szenen meiner Erinnerung lebendig werden lassen. Vorder- und hintergründige Höhen und Tiefen will ich andeuten und mit aphoristischen sowie dramatischen Pinselstrichen abrunden. Meine Zeichnungen und meine „Wildbacher Lieder“ mögen das archaische Gesamtbild verdichten.

Aus Respekt vor meinen Lebensmenschen verzichte ich auf zuordnende Fingerzeige und dekonstruiere bewusst Namen und Zeitenflüsse.

Wahre Geschichten  
können mehr als wahr sein.

## I Feuer im Kopf

*Oft stellt die  
schweigende Nacht  
bewegendere Fragen  
als der wortreiche Tag.*

Ich kann nicht einschlafen. Verstörende Gedankenbilder huschen vorbei:  
Erdenkinder sehe ich, sie säen Morgensterne in die verbrannte Erde.

Welch eine Zeit!, denke ich.  
Bilder von heute?  
Von morgen?  
Bilder von damals?

Unruhig drehe und drehe ich mich in meinem Bett. Ich greife nach der Uhr: Nach Mitternacht schon! Ich sinniere: Ist jeder Morgen ein unschuldiger Fötus einer schuldschwärzenden Nacht? Mit einem tiefen Seufzer versuche ich meine Gedanken auszuschalten, zähle Schäfchen und Schafe und Schäfchen und Schafe – und schlafe endlich ein.

Dann, plötzlich im Halbdunkel: Die Nacht graut schon in den Tag, und ich ringe nach Halt in mir. Aus dem Schlaf gerissen, höre ich in meinem Hinterkopf Schreie, Angstschreie von Tieren – und ich sehe mich hilflos dazwischen. Betroffen und verwirrt umklammere ich meinen Nachtpolster, eingegelt mit eng angezogenen Beinen. Bin ich in einer Traumrolle gefangen? Ich reibe mir die Augen, ich, der selten träumt. Gewiss, es war ein Traum. Nur ein Traum? Ich spüre: Was auch immer ich in diesem Augenblick denke, es denkt in mir, es denkt brennend, flammend und lodern. Obwohl mich der Traum innerlich verwirrt und verängstigt, will ich ihn nicht loslassen. Noch sehe ich hinter meinen geschlossenen Augenlidern ein feuriges Flackern im Flüchtigen. Erregte Erinnerungsflammen züngeln aus einer mysteriösen Vergangenheit, sie drängen aus den Rändern meines Schlafes.

Unglaublich, Welch ein Traumkino! Die Bilder sollen nicht verblassen. Ich will das Fantastische wahrhaftig in Beziehung zu meinem Leben setzen und frage mich: Sind solche Träume Quellen aus dem Berg meiner Generationen? Ist jede kleine Quellengischt ein sich aufbäumendes altes Trauma? Fließt in Traumquellen das verschüttete Erbe einer Not, einer Qual oder gar einer tödlichen Erfahrung?

### III Der gefangene Russ

*Krieg  
entlarvt.*

„Dawai! Dawai!!“, so bedrängten die beiden in Hitler-Uniform den verängstigten jungen Mann. „Dawai! Dawai!! Dawai!!!“ Mit diesen Rufen wurde „der Russ“, wie sie den Kriegsgefangenen nannten, in die Stubn des Bachbauernhofes gestoßen. Es war Kriegszeit.

Der groß gewachsene Russ trug ein blutverschmiertes und zerrissenes Holzarbeiterhemd, dazu eine dicke und löchrige Filzhose, die zusammengezurrt mit einer Schnur an den Hüftknochen des Abgemagerten Halt fand. Es war kalt und der Gefangene fror, er zitterte vor Kälte. Der Verängstigte zuckte bei jeder Geste der SA-Männer zusammen. Immer wieder versuchte er, sich reflexartig mit den Händen über dem Kopf vor vielleicht überraschend auf ihn einschlagenden Fäusten oder Gewehrkolben zu schützen. Die beiden brutalen Schergen in ihren nazibraunen Uniformen, mit schwarzen Schaftstiefeln, mit Schulterriemen und der Hakenkreuzbinde am Arm, waren ähnlich jung wie ihr Gefangener.

Der Sagla war es, der Arbeiter am kleinen Sägewerk des Bauernhofes, der mir immer wieder vom Ankommen dieses russischen Kriegsgefangenen erzählte. Jener kleinwüchsige Sagla war nicht im Krieg, auch wenn er gerne seine soldatische Kompetenz durch das lückenlose Aufzählen von Dienstgraden der deutschen Armee betonte. Dieser Mann mit gezwirbeltem Kaiserbart und verschmitztem Blick unter der breiten Krempe seines Filzhutes war in jener schweren Zeit der einzige Mann am Bauernhof.

Auch die Hausdirn des Hofes, jene mit dem Glasauge, wusste viel über den Russn zu erzählen. Sie schwärmte mit schmachtem Blick von seinen wunderschönen Augenwinkeln, von seinen Wimpern und dem Tiefgründigen in seiner dunklen Irisfärbung. Die fleißige Dirn hatte stets ein verängstigtes und doch freundliches Lächeln auf ihrem Narbengesicht. Sie war schwer vom Krieg gezeichnet, denn ihr widerfuhr Schreckliches: Sie wurde von einem brutalen Nazi-Mann vergewaltigt und geschwängert. Unter schwierigsten Umständen brachte sie das Kind zur Welt. Es war aber, wie sich herausstellte, schwer beeinträchtigt. Als der gewalttätige Vater vom behinderten Neugeborenen erfuhr, wollte er Kind und Mutter erschlagen,

„ausmerzen“, wie es in der Nazi-Sprache hieß. Sie schaffte es, mit schweren Gesichtsverletzungen zu fliehen, das Kind konnte sie nicht retten. In ihrer Verzweiflung fand sie Zuflucht am Bachbauernhof. Mit ihrem verletzten Blick konnte sie die Nöte und Ängste des gefangenen Russen besonders gut sehen und verstehen.

Der Bachbauern-Russ, wie man in der Gegend sagte, teilte sein Schicksal mit anderen Kriegsgefangenen im Tal. Er war aber anders als die anderen – anders als der alte Weißrusse, dem man beim Verhör ein Ohr abgeschnitten hatte, anders als die ständig vor Seelenschmerzen weinende Frau aus der Ukraine und anders als jener von irgendwo, der seit den Misshandlungen im Gefangenenlager nur mehr gebückt gehen konnte.

Der dem Bachbauernhof zugeteilte Große aus Russland war Mitte dreißig und man erzählte, dass er so etwas wie eine fremdländische Schönheit war. Einige Frauen der Nachbarschaft konnten angeblich die Augen nicht von ihm lassen.

Meine Mutter, die damals noch ein Schulmädchen war, erzählte, dass sie viele Wochen lang Angst vor dem Fremden hatte. Unheimlich waren für sie seine schwarzen großen Augen, die buschigen Augenbrauen und der dichte schwarze Haarschopf, der seinen stets demütigen Blick verdunkelte.

Der Russ trug keinen Hut. Er verweigerte Kopfbedeckungen, wie sie bei Männern des Tales üblich waren. Er hatte stets eine etwas vorgebeugte Haltung, die seine breitknochigen Schultern noch breiter aussehen ließ. Sein Bart war kurz oder länger „gerupft“, gerade so, wie er ihn mit einem alten Sensenspitz stutzen und abschaben konnte. Der Gefangene besaß nichts außer seine Fetzen am Leib, dazu zerschlissene Lederschuhe, in denen seine nackten Füße froren. Er konnte gebrochen Deutsch sprechen, das war hilfreich.

Die brutale Auslieferung des Kriegsgefangenen in einem Nazi-Tonfall, wie man ihn hier noch nicht gehört hatte, verstörte alle am Bauernhof. Grimmig brüllten die beiden in SA-Uniform üble Belehrungen in die Stubn, auch gefährliche Drohungen und angstmachende Kontrollankündigungen schrien sie dem Russn ins Gesicht. Immer wieder rammten sie ihm dabei den Gewehrkolben in den Bauch. Der Betroffene nahm dies schmerzverzerrt hin. Dann verließen sie den Hof mit dröhnendem Vollgas.

Er stand nun in der Stubn – mit hängenden Schultern und gesenktem Blick. Die zerzausten Haarsträhnen verdeckten fast sein ganzes, von roten

Striemen entstelltes Gesicht. Als Gefangener stand er so vor Amu, der Bachbäuerin der Kriegszeit. Nicht nur die Behinderten des Hofes waren lauernnd dabei, auch meine Mutter als kleines Mädchen hockte verängstigt in der Ecke hinter dem Herd.

Am Tisch saß zusammengeduckt der Sagla. Er war es, der nun den Gefangenen „verwalten“ musste. Großmutter, die Chefin am Hof, atmete tief durch, dann trat sie mit respektvollem Sicherheitsabstand vor den Großen hin. Mit befehlender und doch einladender Stimme sagte sie: „Setz dich an unseren Bauertisch, hier bist du nun daheim.“

Dass Großmutter mit diesen Worten begann, irritierte den Sagla, so erzählte er mir später, denn der Fremde war ja nur ein Kriegsgefangener. Solche sollten doch in einer Ecke, im Vorhaus oder in einer Scheune abgepeist werden. Doch Amu wies dem Fremden einen Platz am Bauertisch zu, genau auf der gegenüberliegenden Tischseite vom Sagla-Platz, damit dieser neben dem Großen nicht noch kleiner aussehen musste, als er war.

In der Stube wurde noch geheizt, es war frühes Frühjahr, und draußen war es kalt und windig. Wie eine hölzerne Kreuzigungsfigur saß der Russ da, mit den Händen auf den Knien, und er starrte ins Leere. Er wagte das Tischholz nicht zu berühren, er hatte ja seine Rolle als Kriegsgefangener unter Schmerzen gelernt.

Amu griff in eine Küchenlade und zog einen alten großen Löffel heraus: „Das ist nun deiner“, sagte sie, während sie ihn mit ihrer Schürze sauber wischte und in die Tischnische vor ihm legte. Man erzählte mir, dass der Russ nach dieser Adellung mit einem eigenen Löffel erstmals gelächelt habe. Die Wärme des Herdfeuers, die Worte von Amu und sein ehrbarer Platz am Bauertisch ließen den Verängstigten etwas auftauen. Vorsichtig wagte er, seine Augen zu bewegen, auch die Körperhaltung wurde etwas entspannter. Amu fragte ihn nach dem Namen. Unsicher stammelte er: „Andrei, Andrei mein Name.“ Seine knorrig tiefe Stimme erfüllte den Raum mit einem Klang, den man so am Hof nicht kannte, alle waren berührt. Großmutter wiederholte leise den Namen: „Andrei.“ Auch der Sagla tat es, ebenso mit wohlwollendem Unterton.

„Andrei. Ist ein schöner Name“, sagte Amu, während sie ihm ein dickes Stück Brot mit üppig aufgetragenem Schmalz auf den Tisch legte. „Iss! Musst stark sein!“, sagte sie. „Wir haben viel Arbeit, viel schwere Arbeit.“ Der Sagla nickte nur stumm, voll Hoffnung, dass er den Großen auch gut am Sägewerk einsetzen könnte. Weil die Arbeitskraft des Russn dringend gebraucht wurde, war der Blick auf ihn freundlich. Zugleich war Amu

innerlich unsicher, ob ihr wohlwollender Zugang auf den fremden Mann der richtige Weg war. Der Russ war ja ein Kriegsgefangener, ein gefährlicher vielleicht – vielleicht sogar ein Vergewaltiger, Dieb oder Mörder. Viel ging Amu durch den Kopf: „Wird er meine Freundlichkeit missverstehen? Wird er sie ausnutzen? Wird er so werden wie jene, denen man nichts Gutes nachsagt?“

Großmutter riskierte es, dem Fremden fast wie einem Sohn zu begegnen, ihn beim Namen zu nennen und mit ihm am Bauertisch zu essen, auch wenn die anderen im Tal nur verächtlich „Russ“ zu ihm sagten. Seine Hände waren tellergroß und seine Arbeitskraft bärenstark, so schwärmte der Sagla, wenn er mir von jenem Gefangenen erzählte.

An einem Abend, nach einem überlangen Arbeitstag, versuchte Amu den Fremden in ein Gespräch zu verwickeln. Sie wollte mehr über ihn erfahren. Er war und blieb aber äußerst wortkarg. Immer, wenn sie ihn über seine Heimat befragte, verschlug es ihm die Stimme. Er verbarg sein Gesicht in seinen großen Händen und weinte bitterlich. Erst nach Wochen geschah es, dass er in einer stillen Stunde mit gehauchten Worten zu erzählen begann: „Andrei ist armer russischer Bauer“, sagte er. „Hat gearbeitet im Wald, nahe der weißrussischen Grenze. Andrei kann nicht gut Deutsch, nur Großmutter hat Deutsch gesprochen. Andrei hat Brennholz für Kriegswinter gesammelt, mit Pferd, als deutsche Soldaten kamen. Haben Pferd erschossen, gutes Pferd. Frau und Kinder weinten, als sie mich schlugen und mitnahmen, fort, weit fort.“ Wieder weinte er. Er konnte und wollte nicht weitersprechen.

Amu erzählte, dass sie ihn in solch traurigen Minuten mit drei kleinen Rosinen tröstete, mit dem einzigen Süßen, das sie in ihrer Küchenlade hatte – eine Rosine für seine Frau und die beiden anderen für seine Kinder. Lange und bedächtig kaute der Große an den süßen, an den bittersüßen Rosinen. Schnaps, Wein und Most verweigerte er, er trank nur Tee mit großer Dankbarkeit, und Wasser, nacktes Wasser. Niemand konnte dieses Trinkverhalten des Fremden verstehen. Ein Fremder eben, so dachte man.

In der guten Art, wie Amu den Gefangenen annahm, brachte er auch seine Arbeitskraft und sein vielfältiges Können ein. Man sagte, er arbeitete für drei. Er kletterte auf das Dach und versuchte die vielen Ziegellöcher „auszustecken“ und abzudichten. Er wusste auch, wie man mit Pferden Holz aus dem Wald brachte. Und bei der Stallarbeit war er so perfekt, dass man meinte, er habe sein ganzes Leben nichts anderes getan.

Der Russ war ein rundum erfahrener Bauer, der am Hof so umsichtig arbeitete, als wäre dieser sein Heimathof. Der Sagla staunte oft, wie gekonnt

und klug er auch im Sägewerk mitarbeitete. Obwohl er stark war, sehr stark sogar, verstand er es, die großen Holzstämme fast ohne Kraftaufwand zu bewegen. Der Sappel, die praktische Spitzhacke der Holzarbeiter, lag ihm derart gut in der Hand, dass er damit größte Stämme allein vor die Sägeblätter des Vollgatters ziehen konnte.

Der Sagla erzählte, dass manche im Tal den Russn zunehmend argwöhnisch beäugten. Es wurde gemunkelt, dass er vielleicht ein Verhältnis mit Amu hätte, dass er Bauer auf dem Bachbauernhof werden wollte und dass er vielleicht sogar eine russische Gefahr für das Wildbachtal wäre. Der Russ blieb aber freundlich und wortkarg, er verließ den Hof nie.

Doch eines Tages fuhr gegen Abend ein SA-Wagen vor. Bremsen quietschten, Türen wurden aufgerissen und vier Nazi-Männer sprangen heraus. Sie stürmten ins Haus: „Wo ist der Russ?“, schrien sie. „Wo ist er?“

Er, der gerade nebenan im Saustall arbeitete, hörte diese bedrohlichen Rufe und wusste, dass ihn nur noch die Flucht retten konnte. Er rannte und rannte taleinwärts, seine Riesenschritte waren seine einzige Chance. Die Verfolger waren mit Schüssen und Schreien hinter ihm her: „Bleib stehen! Halt! Wir kriegen dich!“

Er lief weiter, auch wenn die Schüsse hinter ihm einschlugen. Seine Rettung war ein kräftiger Sprung über den Wildbach, der nach einem intensiven Regen gerade leichtes Hochwasser führte. Es war sein Glück, dass er die schmale Stelle mit dem Felsen dazwischen kannte. Hier war die einzige Möglichkeit, mit zwei mutigen Sätzen über den reißenden Bach zu gelangen. Geschafft! Ins Gebüsch geduckt, hockte er dann auf der weglosen Uferseite, um Atem und Kraft für die weitere Flucht ins Ungewisse zu sammeln.

Vom Hof her hörte er fremdes Hundegebell. Wahrscheinlich hatten die Nazi-Soldaten bereits ihren Deutschen Schäferhund auf ihn angesetzt, so dachte er. Diese Vorstellung entfesselte weitere Energien in ihm und er kämpfte sich das unwegsame Ufer entlang. Er nutzte den Sichtschutz der Büsche und lief weiter und weiter, bis die Uferböschung felsiger wurde. Und die Schritte wurden gefährlicher, denn es dämmerte schon.

Hoffentlich hat der Hund die Spur durch meinen Sprung übers Wasser verloren, dachte er. Stille dann – erlösend und doch unheimlich. Er lauschte. Nichts war mehr zu hören, kein Hund, keine Rufe und Schüsse der Peiniger, nur das tosende Bachrauschen in der felsigen Schlucht. Rasch wurde es Nacht im engen und menschenleeren hintersten Tal.

Geschockt von den Ereignissen, kauerte der Verfolgte auf einem Felsvorsprung. Jede Bewegung auf diesem Untergrund kann tödlich sein, so pochte es in seinem Kopf. Auch Gedanken an den Bachbauernhof quälten ihn: Haben sie Amu etwas angetan? Oder dem Mädchen? Oder haben sie vielleicht gar die beiden Behinderten Hana und Hini mitgenommen? Verkrampft von Ängsten und Zweifeln saß er fest, er froh und konnte kein Auge zutun. Er wollte nicht im Schlaf abstürzen, nicht nach der bis hierher gelungenen Flucht. Mit müden Augen sah er neben dem Halbmond drei Sterne, und er dachte: Ist dort oben einmal alles besser?

Viele Tage lang musste er mit dem überleben, was er der vorfrühlingshaften Natur abringen konnte. Täglich versuchte er seine Hoffnung auf ein besseres Morgen neu zu beleben, indem er intensiv an seine Liebsten in Russland dachte: Auch sie müssen wohl stark und duldsam sein in dieser grausamen Zeit.

Als er auf einem kleinen Wiesenstück zwischen den Felsen überraschend sonnengelbe Löwenzahnblüten entdeckte, dachte er: Welch ein sonniges Himmels Geschenk! Jede Blüte eine kleine Hoffnung! Es kam ihm die Idee, an jedem Tag, wenn die Sonne mittagshoch stand, drei Löwenzahnblüten zu pflücken. Mit diesen kletterte er hinunter zum Bachufer, um die kleinen Blütensonnen mit dem Wildbachwasser auf eine sehnsuchtsgroße Reise zu schicken. Lange saß er auf der schmalen Sandbank und seine Gedanken waren in der Ferne bei seiner Familie. Auch an Amu und all die anderen am Bachbauernhof dachte er immer wieder. Schuldgefühle quälten ihn, weil er meinte, dass er großes Unglück über den Hof gebracht hätte.

Andrei überlebte – deshalb kann ich von all dem erzählen. Er selbst schilderte mir die dramatischen Ereignisse jener Zeit.

Das Wildbachtal war nach dem Verhaftungsversuch und dem Entrinnen des Kriegsgefangenen in Aufruhr. Man wusste zu erzählen, dass einige bekannte Nazis die Hatz auf den Russen mit Denunzierungen ausgelöst hätten. Der Russ hätte zur Genugtuung der NS-Sympathisanten des Tales öffentlich erschossen werden sollen. Gleichzeitig hätte es eine Verwarnung für die Bachbäuerin sein sollen, besser nicht mit einem Russenspion unter einer Decke zu stecken. Weil der Russ nicht gefasst werden konnte, wurden alle anderen vom Hof verhört, bedroht und wieder verhört. Das selbstbewusste Auftreten von Amu konnte aber den Chef der NS-Schergen überzeugen, dass es nur Unterstellungen waren, die im Tal kursierten. Die Verhöre wurden eingestellt. Der Russ aber blieb verschollen. Er hätte sich

auch besser nicht im Tal blicken lassen sollen, denn längst war im Geheimen ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt worden.

Als Amu eines Nachts plötzlich eine Stimme vor ihrem Fenster flüstern hörte, wusste sie: Das kann nur der Russ sein! Er verriet ihr, dass er im unwegsamen Felsbereich des hintersten Wildbachgrabens ein Versteck eingerichtet hatte. Sie vereinbarten eine geheime Hinterlegung von Essbarem, auch wenn dies eine für alle lebensgefährliche Kollaboration war. Die Dirn mit dem Glasauge war bereit, die gefährliche Hinterlegung in mond- und sternenlosen Nachtstunden zu übernehmen. Dadurch konnte der Russ bis zum Kriegsende in der felsigen Wildbachschlucht überleben.

Wenige Tage nach dem Ende des Krieges im Mai 1945 war es so weit: Mit der geheimen Essenlieferung kam auch die Nachricht von der Kapitulation der Nazis bei ihm an. Er atmete auf, und mit wacher Vorsicht verließ er sein Versteck. Die Wiedersehensfreude am Hof war groß, auch die damit verbundene Angst vor hinterhältigen Aggressionen von Gestrigen. Amu zeigte aber Mut und wagte, für den Russn aufzukochen, als wäre er ein Kriegsheimkehrer.

Jene ersten Nachkriegstage waren von einer besonderen Unsicherheit und ängstlichen Sorge erfüllt. Jeder am Bauernhof wusste, dass der Krieg an den Fronten zwar vorbei war. Man ahnte aber, dass einige Altnazis des Tales gewiss noch auf eine günstige Stunde warteten, um den Russn zu demütigen.

Als überraschend ein in der Gegend bekannter Naziführer nach einem Schuss tot aufgefunden wurde, verbreiteten einige sofort das Gerücht, dass gewiss der Russ den tödlichen Schuss abgegeben hätte. „Er ist der Mörder!“, schrien sie mit nickenden Schilcherkrügen und Schnapsnasen. Die Gendarmerie, wie damals die österreichische Polizei hieß, sicherte die Spuren. Vieles war unklar – und dann doch eindeutig: Der leitende Inspektor, er hatte selbst schlechte Erfahrungen mit den Nazis hinter sich, erkannte und schrieb nieder: „Es handelt sich um einen Nazi-Selbstmord.“

Welch ein Glück für Andrei! Endlich konnte im Tal Ruhe einkehren. Der Russ arbeitete noch fleißiger als zuvor. Er wollte den Hof bis zur Frontheimkehr des Bachbauern bestens betreuen. Und er wollte mit einem Brief möglichst schnell Kontakt mit seiner Familie in Russland aufnehmen, mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Nervös und doch voll Zuversicht wartete er auf das Antwortschreiben.

Nach endlosen Tagen des Wartens kam ein vielfach geknicktes Kuvert an. Darin antwortete eine Nachbarin aus seinem russischen Heimatort: „Leider sind alle aus deiner Familie tot. Auch dein Hof ist bei einem Panzerbeschuss in Flammen aufgegangen. Dein Vater hat sich ..., ach, bevor ... ach. Und ich will dir gar nicht schreiben, was deine Mutter tun musste, für ein Stück Brot. Und nun, nun sind sie tot. Alle.“

Für den Hoffenden brach eine Welt zusammen. Seine Heimat und seine Familie versanken mit diesem Brief in düsterer Finsternis. Verzweifelte Schreie hörte er in seinen verwirrten Gedanken, seine Kinder, seine Frau und seine Eltern, er hörte sie weinen und beten – und sterben. Tödliche Blitze durchzuckten ihn, sie versteinerten seine Gefühle. Die Gewissheit in den Briefzeilen hatte die letzte Hoffnung in ihm zerstört. Alle tot.

Tagelang sprach Andrei kein Wort. Verbissen und zornig auf sein Schicksal, haderte er mit dem Leben. Nur Hana durfte ihn mit ihren unschuldigen Klumphänden streicheln. Tränenlos starrte er oft minutenlang in die Augen der Behinderten, der kindlichen alten Frau, und er dachte: Hana, sie erträgt ihr Schicksal mit einem Lächeln, mit Liebe für mich und die anderen am Hof. Ich muss versuchen, mein Schicksal ebenso anzunehmen, muss es ertragen wie Hana. Auch die Dirn mit dem Glasauge, die so Schweres durchmachen musste, versuchte ihm mit ihrem zerbrochenen Lächeln Mut zu machen. Und nicht zuletzt war es auch Amu, die Andrei Halt gab. So wie sie ihre behinderten Schwestern durch die gefährliche Nazizeit bringen konnte, so versuchte sie auch Andrei mit innerer Kraft auf einen Weg der Zuversicht zu führen. Das spürte er, dankbar.

Andrei lernte nach seiner schwersten Zeit eine Wildbacherin kennen, eine von der Besatzungsmacht geschändete Kriegswitwe. Wenige Wochen später feierten sie eine bescheidene Hochzeit. Andrei wollte aber nicht mit seinem russischen Namen heiraten. Er nahm, wie auch seine Frau, einen vielsagenden Namen an: „Russ“, so sollte ihr Familienname lauten. Andrei Russ, der ehemalige Kriegsgefangene, lebte fortan zurückgezogen in einem kleinen Kellerstöckl auf der Schattseite.

Verdrängendes Schweigen hing über dem Tal, über den Geschehnissen und Nachwirkungen der Kriegszeit. Nur einige ältere Wildbacherinnen konnten es sich nicht verkneifen, den Wildbachkindern am Kirchplatz mit spitzer Zunge zuzurufen: „Kinder, tuat’s den Russ schön grüaßn, könnt sein, dass er euer Vater ist!“

## Endloser Krieg

Ich war kein Kriegskind. Und doch war ich durch die erzählten und unausgesprochenen Kriegsgeschichten mitbetroffen, mitgefoltert und mitverfolgt. Ich fühlte mich mitverängstigt und mitverzweifelt, war auch ein glücklicher Mitüberlebender.

Alte Bilder von Tod, Leid und Verzweiflung hatte ich in so vielen Augen gesehen, auch ansteckende Ängste spürte ich in mir. Nicht nur in Augen von Opfern hatte ich geblickt, auch in Augen von Tätern. Ich sah darin die verschüttete Last ihrer Schuldgefühle, sie zuckten in den Augenwinkeln und in den Schultern. Sie versuchten, sich unter vorgezogenen Augenbrauen zu verstecken. Manche meinten, Geschehenes mit derben Nachkriegswitzen kleinreden und polternd weglachen zu können. Das zwiegespaltene Mitlachen hatte abgründige Untertöne – ihr beklemmendes Grinsen weinte.

Wenn ich nachts auf dem Strohsack lag, fragte ich mich immer wieder: Wie konnte es so weit kommen? Kann es wieder geschehen? Und tief in mir reifte der kindliche Entschluss: „Ich will den nächsten Krieg verhindern!“

## Es lässt ma koa Ruah

Trad./L. Maierhofer

(Nach: *Shalom chaverim*; Kanon)

The musical score is written on two staves in a single system. The first staff begins with a circled '1.' and a 'Dm' chord symbol above the first measure. The second staff begins with a circled '2.' above the first measure. The melody is in a minor key (one flat) and common time. The lyrics are written below the notes.

I bin nur a Bua, a kloa - na — Bua, doch es lässt ma koa Ruah,

I bin nur a Bua, a kloa - na — Bua, doch es lässt ma koa Ruah.

Ich wurde in eine Nachkriegszeit geboren –  
oder doch in eine Zwischenkriegszeit?

## *Friede alias Zwischenkriegszeit*

*Seit Menschengedenken versteckt sich hinter dem  
Wort Frieden das Synonym Zwischenkriegszeit.*

*Ursprungsfelder des Friedens sind  
globale und lokale Schlachtfelder.  
Hier keimt er als Sehnsuchtsprojekt verletzter  
Kulturen, Religionen und Ökonomien,  
Familien, Generationen und Partnerschaften.  
Aus Schmerzen geboren wächst er  
wiederaufbauend, erneuernd und befreiend.*

*Seine Blüten und Früchte berauschen und beglücken,  
bis er in gräulicher Dekadenz verwelkt.  
Sein Wesen ist zerbrechlich,  
sein Leiden tragisch, sein Sterben fatal.  
Gewalt, Angst und Not nehmen seinen Platz ein.*

*Im Rückblick verblassen friedliche Tage und Jahre:  
Zwischenkriegszeit –  
welch entlarvende Benennung,  
welch bedrückende Perspektive,  
welch todsichere Prognose:*

*Zwischenkriegszeit –  
gestern, heute, jederzeit.*